



Heinz Bielefeldt

„Wie war das denn bei euch?“

Ein Schlüssel zu Räumen des Erinnerns

Bis heute bin ich dem im nahen Ortsteil Dürboslar wohnenden Tristan Kaiser noch nicht



Auge in Auge begegnet. Ich besitze ein Foto, und ein wenig lernte ich den jungen Mann, der in Köln Germanistik, Spanisch und Philosophie studiert, aus seinen Kurzgeschichten und Gedichten kennen, die er in „Einer tanzt an Fäden“ veröffentlicht hat. Ich ließ ihn wissen, dass seine Großmutter die Einladung unserer Geschichtswerkstatt angenommen habe und bereit sei, von ihren Erfahrungen als Bergmannsfrau zu erzählen. Ob Tristan etwas aus ihrem Leben beisteuern könne? Eine E-Mail traf aus Spanien ein, wo der Student einige Monate Deutschunterricht erteilt, zugleich sein Spanisch auffrischt und im Alltag anwendet.

„Hallo, Herr Bielefeldt, als ich darum gebeten wurde, ein einleitendes Wort über meine Oma zu finden, schien es mir gleich sehr einfach. Schließlich gibt es so viele Erinnerungen und Anekdoten, die ich wie aus dem Füller geschossen erzählen kann. Da sind die vielen Lieder, die Spiele, gemeinsames Essen, Basteln, Hausaufgaben machen,... und schon fiel mir auf, dass ich mich anfangs getäuscht hatte und wie schwer es doch werden würde. Es gibt so vieles, das wir teilen, ohne dass es uns täglich bewusst ist, und nur ein kleines bisschen Nachdenken zwingt einen zum gedanklichen Sprungkästchenspiel. Ich musste also überlegen, welche Kindheitserinnerung die möglichst typischste war, beziehungsweise in der Lage war, etwas Charakteristisches und Aktuelles über meine Oma abzubilden. Doch als ich das Kind, das ich einmal war, vor der Kamera meiner Erinnerung größer werden sah, wie ich mit meiner Oma am Tisch saß, fiel mir etwas ein, das uns beide immer begleitet hat und immer noch begleitet. „Omi, wie war das denn bei euch?“ Ich wollte immer viel von meiner Oma wissen: ihre Kindheit, ihre Familie, ihre Erlebnisse und Erfahrungen im Krieg und in der Zeit des Aufbaus, wie sie meinen Opa kennen gelernt hatte,... Diese einfache Frage, die vielen oft langen Gespräche und Erzählungen, sind sie auch nicht mehr so häufig wie zu meiner Kindheit, das verbindet uns bis heute.“

Die Frage, wie sich das Leben früher abspielte, wirkt wie ein Schlüssel, der Räume aufschließt, in denen Erlebnisse „von damals“ wohnen, alltägliche und besonders beeindruckende. Tristans Impuls, der seine Großmutter zum Erzählen lockte, soll heute – bei der Sitzung der „Spurensucher“ im März 2007 – aufgegriffen und an unsere Besucherin gerichtet werden. Ich erwarte sie am Eingang des Bergmannshauses „Glück auf“.

Nach acht Jahren wieder im Bergmannshaus

Keine Unsicherheit ist in ihrem Blick, mit dem sie sich in der Eingangshalle des Bergmannshauses umschaute – hinweg über Grubenlampen und Loren und Arbeitsanzüge, die von der Decke baumeln wie in einer Waschkäue. „Ich bin eine Bergmannsfrau und kenne viel von den Dingen.“ Sie folgt mir in den großen Sitzungssaal. Einige Mitglieder der Geschichtswerkstatt sind schon anwesend. „Nur Männer?“



Frau Renate Trunzler, die in dem Augenblick den Raum betritt, befreit mich von einer Antwort. Ich mache die beiden Damen miteinander bekannt. Frau Trunzler lädt den Gast ein, es sich in der Runde bequem zu machen. „Alles nette Kerle“, sagt sie, „meist alte Kumpel.“ Früher seien mehr Bergmannsfrauen zu den Sitzungen gekommen, aber in letzter Zeit wegen Krankheit oder



Gehbeschwerden öfter daheim geblieben. „Einige Männer kenne ich als Kollegen meines Mannes“, sagt die Besucherin. „Zum Beispiel Bruno, der war bei unserer Goldhochzeit dabei und hat Fotos gemacht.“

Immer mehr Freunde der Geschichtswerkstatt „Spurensuche“ stoßen zu uns und nehmen Platz. Ich bitte um Ruhe. Alle wenden sich der Besucherin zu. „Ich will Ihnen Frau Hildegard Gilbert vorstellen und sie in unserem Kreis willkommen heißen.“ Freundliche Zustimmung wird geklatscht. „Sie möchte uns aus ihrem Leben erzählen, besonders von den Jahren an der Seite ihres Mannes, der Bergmann auf EMIL MAYRISCH gewesen ist.“

Wieder geht Frau Gilberts wissender Blick durch den Raum. „Hier war ich zuletzt vor acht Jahren“, flüstert sie mir zu. „In diesem Saal haben wir den 70. Geburtstag meines Mannes gefeiert. Der Knappenchor war dabei und hat Lieder zum Besten gegeben. Mein Mann hat selbst im Knappenchor mitgesungen.“ Frau Gilbert lächelt still vor sich hin. „Ja, ja, die Musik“, sagt sie leise, „sie war ganz wichtig in meinem Leben und in dem meines Mannes.“

„Ich bin ein Jülicher Mädchen“

Diese Aussage überschreibt ein Bild ihrer Kindheits- und Jugendjahre, das Frau Gilbert mit klaren, unverschnörkelten Strichen zeichnet. Geboren am 13. März 1932, wuchs sie als Hildegard Königs in fürsorglicher Geborgenheit der Eltern und in liebevoller Zuneigung ihres großen Bruders auf. Es waren wenige glückliche Jahre, die das kleine Mädchen erlebte. In die Kinderzeit brachen bald Krieg und Tod, die bis heute die Erinnerung beherrschen und verdunkeln. „Ich war sechs Jahre, als die Synagoge in Jülich brannte. Meine Mutter zog die Vorhänge vor. Ich sollte nicht hinschauen, es sei zu schrecklich.“ Frau Gilbert erzählt von einer jüdischen Dame, die in der Nachbarschaft wohnte. „Sie war Näherin und schenkte mir oft Reststücke von Samtkragen, aus denen ich für meine Puppen etwas nähen konnte. Eines Tages traf ich die Frau auf der Straße. Sie trug einen gelben Stern an ihrem Mantel. Als ich auf sie zuing, flüsterte sie: ‚Bleib nicht bei mir stehen, sonst bekommst du Schwierigkeiten!‘ Ich war völlig verwirrt.“

Und wirklich: Schwierigkeiten entstanden kurze Zeit später. Die kleine Hildegard hatte erfahren, dass die freundliche Nachbarin und andere Leute, die einen gelben Stern tragen mussten, in Kirchberg in der Villa Eichhorn eingesperrt worden seien. Hildegard schmierte ein paar Butterbrote und machte sich auf zum Sammellager. Als sie sich einem vergitterten

Kellerfenster näherte, entdeckte sie die Näherin und reichte ihr die Brote durchs Gitter. Die mutige Tat kam heraus, und Hildegard und ihre Eltern wurden von den Nazis eindringlich verwarnet. „Ich bin stolz auf meinen Vater“, fährt Frau Gilbert fort, „er war nie Mitglieder der NSDAP. Das haben die Nazis ihm heimgezahlt und ihn eingezogen und an die Ostfront versetzt.“ Der Vater war im Krieg, der Bruder ebenfalls, fern im Osten. Auch in der Heimat tobte der Krieg. Frau Gilbert erinnert sich: Fliegeralarm, Flucht aus der Schule in die Kellegewölbe der Zitadelle – Bomben auf den Schwanenteich, den die alliierte Luftaufklärung fälschlich für eine Fabrik gehalten hatte – Großangriff auf Jülich, die Erde bebte, was bis Körrenzig zu spüren war, von wo aus Hildegard entsetzt beobachtete, wie ihre Heimatstadt im Bombenhagel vernichtet wurde.

Der Tod schlug zu, mitten hinein in die Familie. „Ich war elf Jahre, als die Nazis den Bruder meiner Mutter ermordeten: Leonard Mahsen – wir nannten ihn Onkel Leo. Er lebte in der Heil- und Pflegeanstalt Waldniel (Schwalmtal).“ Frau Gilbert erinnert sich, dass Onkel Leo sich im Wissen um seinen nahen Tod verabschiedet habe. „Wir sehen uns zum letzten Mal“, habe er gesagt. „Alle sind schon abgeholt worden, nur ich und ein anderer Kranker sind noch übrig.“ Und er wusste, dass auch sie vergast würden. „Meine Leiche bekommt ihr nicht, nur eine Urne.“ Wenig später traf die Todesnachricht ein, angeblich Lungenentzündung. Es folgte eine zweite schmerzliche Mitteilung – diesmal von der Ostfront: Der Bruder war gefallen. Wer würde der Mutter, die an unheilbarem Leberkrebs litt, die Schreckensbotschaft übermitteln? Würde die Nachricht ihr die letzte Lebenskraft rauben? „Der Tod meines Bruders“, berichtet Frau Gilbert, „hatte zur Folge, dass man meinen Vater in die Nähe der Heimat versetzte und mit Zollaufgaben betraute. Vater war nun nahe, und doch konnte er mir nicht beistehen in der schlimmsten Zeit meines Lebens.“

Nach kurzer Pause, in der die Trauer des Erinnerns auch die Zuhörer erfasst, erzählt sie weiter: Ihr Lebensglück sei mit dem Tod der geliebten Mutter erloschen. „Ich sehe mich heute noch bei ihr im Haus und im Garten, beim Arbeiten und Spielen. Immer lachten ihre Augen, immer kam ein liebes Wort über ihre Lippen, und die fröhlichen Lieder, die meine Mutter sang – ihre Küchenlieder –, die trage ich alle in meinem Herzen.“ Nur wenige Menschen seien dem Sarg auf dem weiten Weg zum Friedhof auf der Merscher Höhe gefolgt. Fliegeralarm drohte, auch am Begräbnistag. Da sei keine Zeit für eine würdige, feierliche Beerdigung der Mutter geblieben. Bruder tot, Mutter tot, Vater im Krieg. Die kleine Hildegard wurde in ein Kölner Waisenhaus eingewiesen und später in der Nähe von Hannover evakuiert. Nach Kriegsende kam sie nach Aachen. „Ich habe gehungert, jämmerlich“, sagt sie, „und bin durch einen mitleidigen schwarzen US-Soldaten am Leben geblieben. Dieser liebe Mensch steckte mir immer wieder etwas zum Essen zu. Als mich mein Vater nach der Gefangenschaft endlich fand, erkannte er mich zunächst nicht. Ich war inzwischen 13 Jahre alt, wog aber nur 28 Kilo.“ Der Alltag entwickelte sich zunehmend in Richtung „Normalität“, für die Hildegard sich eine Wirklichkeit erträumte, die zu ihren Neigungen passte. „Ich war eine gute Schülerin und habe sogar eine Klasse übersprungen. Ich hatte schon das Zeug, etwas Ordentliches zu lernen. Gern wollte ich Kindergärtnerin oder Arzthelferin werden.“ Aber mit ihr geschah, was für viele Mädchen damals „Normalität“ bedeutete: Arbeit als Haushaltshilfe, nicht selten eine harte Zeit der Ausbeutung.

Eingeheiratet in eine Bergmannsfamilie

Mit Speiseeis und Sprung durchs Fenster begann der Weg in die Freiheit selbstgestalteten Lebens. Die Zuhörer, deren Neugier durch die ungewöhnliche Ansage gesteigert wird, bitten Frau Gilbert um Aufklärung und erfahren eine romantische Liebesgeschichte:

Eine Freundin hatte Hildegard eingeladen, mit zum Tanzen zu gehen. Mehrmals hatte ein junger Mann Hildegard bereits um einen Walzer oder Foxtrott gebeten. Beidseitig schien Sympathie zu keimen. Die Freundinnen wollten sich in einer Pause ein Eis gönnen. Hildegard kaufte zwei Portionen. Als sie zur Freundin zurückkehrte, landete im engen Gedränge ein Eis auf der Stirn des eifrigen Tänzers und das zweite auf dem Anzugkragen. Der Kavaliere überspielte die peinliche Situation äußerst geschickt, indem er als Ausgleich für die Speiseeis-Attacke vorschlug, die nächsten Tänze für sich reservieren zu dürfen. Ob Hildegard befürchtete, ihr Herz allzu schnell an den stürmisch Werbenden zu verlieren? Sie zog sich diskret zurück und wählte als Fluchtweg ein Fenster im Erdgeschoss. Frau Gilbert lacht. „Und durchs Fenster sprang ich in die offenen Arme meines Zukünftigen, der meine Absicht durchschaut und mir aufgelauert hatte.“

Hildegard Königs aus Jülich und Arnold Gilbert aus Baesweiler schlossen 1951 den Bund fürs Leben. Damals erreichte man die Volljährigkeit mit 21 Jahren. Da die Braut erst 19 Jahre alt war, musste ihr Vater sein schriftliches Einverständnis zur Heirat geben. Das tat er, und so wurde Hildegard ein neues Mitglied der alten, kinderreichen Bergmannsfamilie Gilbert, die ihr Brot auf der Zeche und auf einem Feierabend-Bauernhof verdiente.



Frau Gilbert reicht ein Foto rund. „Hier Mitglieder meiner neuen Familie. Der Junge im Matrosenanzug, das ist Arnold, der später mein Mann wurde. Wie er zur Welt gekommen ist, das hängt mit einem schweren Unfall seines Vaters zusammen, der neben ihm sitzt.“ Und wieder hören die „Spurensucher“ eine ungewöhnliche Geschichte.

„Mein Schwiegervater ist damals unter Tage überfahren worden und hat ein Bein verloren. Als man seiner hochschwangeren Frau die traurige Nachricht überbrachte, war deren Schock so groß, dass vorzeitig Wehen einsetzten und bald danach Sohn Arnold geboren wurde.“

Arnold wurde wie sein Vater Bergmann. Er fing in Alsdorf auf der Grube ANNA an und wechselte bald nach Siersdorf zu EMIL MAYRISCH. Hier war er in verschiedenen Bereichen tätig: auf dem Holzplatz, in der Lampenbude und im Streb. Sein Ziel, Fördermaschinist zu werden, konnte er wegen Schwerhörigkeit nicht erreichen. Hildegard führte das Leben einer Bergmannsfrau, glücklich und zufrieden. Am 13. März 1952 erhielten die Eheleute eine kleine Wohnung in der Theodor-Hürth-Straße. „Das war ein besonders schönes Geschenk zu meinem 20. Geburtstag“. Das Neubaugebiet habe sich noch im Entstehungsprozess befunden,

die Theodor-Hürth-Straße sei unbefestigt gewesen. „Ich erinnere mich, wie Dr. Baumann bei einem Hausbesuch mit seinem Motorrad im Schlamm der Straße stecken blieb.“ Bereits nach einem Jahr stand ein Wohnungswechsel zur Schwanenstraße an. Die Tochter Rosemarie, die 1953 geboren wurde, bekam 14 Jahre später noch ein Schwesterchen, Melanie.

1956 ereignete sich wieder ein schwerer Unfall unter Tage, der das Familienglück erschütterte. Arnold war im Transportwesen tätig. Der Haspel, eine Art Seilwinde, hatte sich gelöst und ihn gegen den Ausbau gedrückt. Die inneren Verletzungen waren so stark, dass man nicht mehr an eine vollständige Genesung glaubte. „Drei Monate verbrachte mein Mann im Knappschafts Krankenhaus Bardenberg. Danach war er so weit wieder hergestellt, dass er eine Fördermaschine im Blindschacht fahren konnte. Ende der 60er Jahre ist mein Mann als Bergmann ausgeschieden. Zwölf Jahre war er in diesem Beruf tätig.“

Über eine andere Seite des Lebens – die musikalische – will Frau Gilbert beim nächsten Treffen der Geschichtswerkstatt erzählen. Frau Trunzler bietet sich an, die Küchenlieder von Frau Gilberts Mutter und die eigenen karnevalistischen Parodien aufzuschreiben und als Schatz schöner Erinnerungen zu sichern. Die „Spurensucher“ sind dankbar und freuen sich auf die Fortsetzung der Lebensgeschichte einer Bergmannsfrau.



Küchenlieder – auch als Therapie

Es ist still im Bergmannshaus bei unserer Zusammenkunft im April 2007. Alle hören Frau Gilbert zu, die ein Bergmannslied von früher ausdrucksvoll vorträgt.

*Mit schwachen Arm und bleichen Wangen
ein Kindlein steht am Bergmannshaus.
Da tritt zu ihm das Herz voll Bangen
sein Mütterlein zu ihm hinaus
Die Locken streichelt sie dem Kinde,
das fröhlich spricht im Abendschein:
Horch, Mutterl, horch, die Glocken läuten,
jetzt kommt der Vater wieder heim.
Horch, Mutterl, horch, die Glocken läuten,
jetzt kommt der Vater wieder heim.*

*Jedoch des Schicksals schnelles Wanken,
manch Leben doch in Not zerbricht.
Die Glocke stürmt vom Turm, dem alten,
jedoch den Bergmann bringt sie nicht.
Das Kindlein seufzt, im Mutterherzen
sprießt schon des Unglücks Ahnungskeim.
Horch, Mutterl, horch die Glocken läuten,
kommt denn der Vater noch nicht heim?
Horch, Mutterl horch, die Glocken läuten,
kommt denn der Vater noch nicht heim?*

*Nun ist vorbei das Bergmannsleben,
geht jetzt nach kurzer Fahrt zur Ruh.
Die Freund- und Trauerklagen geben
dem Sinne des Geläutes zu.
Auf einmal kommt es bitter weinend,
da kommt als Klang des Priesters Reim.
Horch, Mutterl, horch, die Glocken läuten,
jetzt kehrt der Vater nimmer heim.
Horch, Mutterl, horch, die Glocken läuten,
jetzt kehrt der Vater nimmer heim.*

Beim Refrain der letzten Strophe bricht ihre Stimme. „Wenn ich das singe, habe ich immer einen Kloß in der Kehle“, entschuldigt sich Frau Gilbert und wischt eine Träne fort. Applaus verjagt die sentimentale Stimmung. Die Zuhörer sind begeistert. „Viele Lieder hat meine Mutter mir vorgesungen, wenn sie in der Küche hantierte – Küchenlieder also. Ich habe sie alle noch im Kopf“, erzählt Frau Gilbert. Als Kind habe sie einen Sprachfehler gehabt, den sie durch Singen nach und nach überwinden können. „Das war Mutters kluge Behandlung: Singen statt logopädisches Training.“

Das Schifferklavier



Singen und Musizieren gehörten zur Familie Gilbert. „Mein Mann Arnold war ein Vollblutmusiker. Er und sein Bruder Hermann hatten in Kindertagen Unterricht im Schifferklavierspielen erhalten. Arnold war ein Meister auf dem Instrument. Ohne Noten spielte er jedes bekannte Stück, und wenn ich ihm ein Lied vorsang, war ihm die Melodie bald vertraut, und er wiederholte sie nach Gehör freiweg und sicher. Unser gemeinsamer Gesang und sein munteres Spiel brachten gute Laune in die Familie.“

Arnold musste sich das Instrument mit seinem Bruder Hermann teilen, und es dauerte Jahre, bis diese Einschränkung überwunden war. Zur Silberhochzeit erhielt er ein eigenes Schifferklavier als Geschenk von Gattin und Töchtern.. Und bald begann auch seine karnevalistische Karriere als Mitglied einer Gesangsgruppe, die in Aldenhoven und darüber hinaus zu großer Popularität gelangte.

De Röggelchen

Der witzige Name „Röggelchen“ (Roggenbrötchen) wurde im Proberaum - in der Backstube Kösch – als passend und originell gefunden. Frau Gilbert hat in einer Pressemappe und in Fotoalben die Erfolge der Gesangsgruppe dokumentiert. Hier einige Beispiele:



**Fünf Röggelchen eroberten
Sympathie aller Zuschauer**
Spitzensitzung der KG „Garekicker“ in Aldenhoven



Im Hintergrund wirkte Hildegard Gilbert bei den „Röggelchen“ mit, indem sie Liedtexte über aktuelle Ereignisse verfasste. Hier die Kostprobe einer Parodie nach der Melodie „Es wollt ein Mädchen früh aufstehn“.

*Es schwammen Aale, lang und fein
vergnügt in unserem Rhein.
Von der Schweiz, da kam Chemie herein,
das durfte doch nicht sein.
Jetzt gibt es keine Aale mehr,
hali-halo, ja Aale mehr
in unserem schönen Rhein.*

*Manche Deutsche hielten's für 'nen Hit
und mischten kräftig mit.
Sie kippten, das war gar nicht fein,
auch ihren Mist hinein.
Jetzt darf man nicht mehr angeln gehn,
hali-halo, ja angeln gehn
in unserem schönen Rhein.*

*Drum, liebe Leute nah und fern,
so kann's nicht weitergeh'n.
Wir alle lieben unsern Rhein,
denn er ist ja so schön.
Der Rhein muss sauber bleiben,
hali-halo, ja bleiben
in unserm schönen Land.*

Die Autorin wollte anonym bleiben. Arnold Gilbert galt meistens als Verfasser. Doch hin und wieder kam sie aus der bescheidenen Zurückhaltung hervor und trat gemeinsam mit ihrem Mann auf.

„Wir waren ein recht erfolgreiches Duett“, lacht Frau Gilbert,



„ein harmonisches Paar – nicht nur gelegentlich auf der Bühne, sondern durchgängig ein Eheleben lang. Das Fest der Goldenen Hochzeit war uns 2001 vergönnt. Aber nach fünf Jahren trennte uns der Tod. Vor



einem Jahr ist mein Mann gestorben.“



Verfasst im April 2007